

Utta Danella

Der Schatten des Adlers

Roman



Es wurde Nachmittag, bis ich die Stadt verließ. Eigentlich hatte ich vorgehabt, vormittags so gegen elf zu starten, und nun hatte ich den halben Tag mit Abschiednehmen vertrödelt. Als ich über die Wiedner Hauptstraße aus Wien hinausfuhr, hatte ich alle Mühe, das sentimentale Gefühl zu bekämpfen, das mir da irgendwo zwischen Herz und Kehle rumorte. Früher hatte ich mich für einen ziemlich harten Burschen gehalten, zumindest war ich nie rührselig gewesen. Aber heute – das war einfach zu viel Gefühl geworden; schon am Morgen, als Josy geweint hatte, und dann als ich das Jannerl zum letzten Mal auf dem Arm hielt, war mir nach Heulen zumute. Kaum zu glauben so was.

Dass es so schwer war, sich selbst wiederzufinden! Aber wusste ich denn überhaupt noch, wer ich war, was von mir übrig geblieben, wo ich den Mann suchen sollte, der ich früher einmal war? Ein verfluchtes Gefühl, wenn man sich in so einem Nirgendwo befand, in einer Art Niemandsland, wenn man an gestern nicht mehr denken wollte und es doch immer tun musste, und an morgen nicht denken konnte, weil es kein Morgen gab.

Stopp. Das stimmte nicht mehr. Ein Morgen gab es, und eben begann es. Es würde gut sein, sich darauf einzustellen, vorwärtszuschauen und nicht mehr zurück.

Überhaupt bestand im Grunde für düstere Gedanken gar kein Anlass. Man hatte mir so viel Anteilnahme und Freundschaft entgegengebracht in den vergangenen Monaten, dass ich fairerweise von mir aus jetzt die Zuversicht aufbringen musste, mein Leben weiterzuleben und mit dem Rest etwas anzufangen. –

Es musste mir einfach gelingen, an so etwas wie eine Zukunft zu glauben. Ich war nicht mehr der Mann, der vor vier Monaten nach Wien zurückkehrte; der war uralt gewesen, erstarrt, vereist, für den gab es kein normales Leben, keine Hoffnung, keine Zukunft. Der war eigentlich schon tot. – – –

Heute war es doch anders. Ich lebte wieder, ich konnte denken, fühlen, sogar planen. Oder ich versuchte es zumindest. Natürlich gab es keine Verbindung mehr zu dem Mann, der ich früher einmal gewesen war. Über diesen Abgrund führte keine Brücke.

Es regnete ein wenig, der Himmel über Wien war trüb. Aber wenn man nur wollte, konnte man hinter dem dunklen Himmel das Licht des Frühlings ahnen. Oben auf dem Semmering öffnete sich der Himmel wirklich, ein paar blaue Flecken zunächst, die Wolken zerflossen, und dann war auf einmal die Sonne da. Sie schien hier auf mich gewartet zu haben, um mich in das neue Leben zu begleiten.

Ich hielt an, stieg aus und blickte auf die Berge, die klar gezeichnet vor dem blassen Märzhimmel standen. Und auf einmal dachte ich etwas, was ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte: Diese Erde ist schön.

Nicht das Leben ist schön. Nein – das konnte ich wohl nie mehr denken, nicht von meinem Leben. Aber dass die Welt schön war, die Erde, der Himmel, die Berge, der Frühling – das konnte ich wieder empfinden. Es würde gut sein, dort allein in den Bergen und Wäldern zu leben, eine Arbeit zu haben.

»Werd mir net spinnert dort in der Einöd«, hatte Karl heute Morgen beim Abschied gesagt. »Such dir ein Mädchen, so eine Dralle, Unkomplizierte aus den Bergen, das ist das Gesündeste, was ein Mann haben kann.«

»Schau, dass du weiterkommst, aber g'schwind«, hatte Josy darauf gesagt, »sonst schick ich dich nächstens auch in die Berg, damit du was Dralles, Unkompliziertes kriegst. Dein dummes Gesicht möcht ich sehn, wenn du so was als Umgang hättest.«

Karl – schon unter der Tür – schnitt eine Grimasse. »Wär grad die richtige Abwechslung. Wo ich doch mit so einer gescheiten Frau verheiratet bin.«

»Filou!«, rief Josy ihm nach. Dann war Karl weg, der Abschied von ihm war der kürzeste gewesen, denn er musste um halb neun im Büro sein.

Dann sah die Josy mich an, das Lachen verschwand aus ihrem Gesicht, und ein wenig später weinte sie sogar. »Ich lass dich so ungern weg. Du bist noch nicht ...«

»Was, Josy? Was bin ich noch nicht?«

»Ich mein halt, du könntest mich noch brauchen.«

»Ich bin euch lang genug auf die Nerven gefallen. Und auf den Geldbeutel.«

»Ach geh, hör doch auf damit. Das Thema wird langsam fad.«

»Also gut, sagen wir, du hast lange genug Mutterliebe an mich verschwendet. Du warst doch auch immer der Meinung, dass ich nichts dringender brauch als Arbeit und eine neue Umgebung.«

»Freilich. Aber gleich so weit weg ...«

Ich musste lachen und legte den Arm um die Schultern meiner Schwester.

»Josy, ich fahr nicht nach Amerika, sondern in die Steiermark. So groß ist Österreich ja nun wirklich nicht.«

»Gott sei Dank. Und ich schau nach dir, sobald ich Ferien hab, darauf kannst du dich verlassen. Magst noch einen Kaffee?«

Sie schenkte noch einmal ein und strich mir ein zweites Kipferl dick mit Butter.

Das Jannerl, dessen große braune Augen sich auch mit Tränen gefüllt hatten, als es seine Mutter weinen sah, vergaß seine Milch und fragte kläglich: »Muss der Onkel Severin heute fort?«
»Geh, Schatzi, wein du nicht auch noch. Er fährt ja gar nicht weit fort, nur ein kleines Stück«, beruhigte Josy ihre kleine Tochter und bewies damit, dass sich auch gescheite Frauen gelegentlich widersprechen.

Der Abschied von Josy dauerte fast noch zwei Stunden. Sie musste heute erst um halb elf in ihrer Schule sein. Ich musste mir eine Menge guter Ratschläge anhören, und meine schon gepackten Koffer wurden noch einmal inspiziert.

»Hast du wirklich alles, was du brauchst?«

»Bestimmt.«

»Du schreibst, wenn was fehlt. Oder du telefonierst. Ich schick dir's. Da drinnen kriegst bestimmt nix zu kaufen.«

»Gar so hinterm Mond werden s' da auch nicht sein.«

»Sie sind's, du wirst's sehen.«

So redeten wir. Josefine, meine Schwester, Mittelschulprofessorin, war bestimmt eine kluge Frau, eher resolut als zaghaft, aber an diesem Morgen meiner Abreise bestand sie nur aus Zärtlichkeit und Besorgnis, und immer wieder hatte sie Tränen in den Augen, ein Zustand, den ich an ihr gar nicht kannte.

Gewiss, damals vor vier Monaten, als ich an einem grauen Mittag im November bei ihr eingetroffen war, da hatte sie auch geweint. Aber seither nicht wieder. Es stimmte auch, was ich zuvor gesagt hatte, das von der Mutterliebe. Sie war zwar fünf Jahre jünger als ich, aber sie hatte mich behandelt wie eine Mutter ihren heimgekehrten Sohn, einen verletzten und geschlagenen Sohn, den man mit Liebe und Behutsamkeit wieder an das Leben gewöhnen musste.

Wir hatten uns immer gut verstanden, Josy und ich. Aber wir waren einander nie so nahe gewesen wie seit meinem Unglück und am allermeisten in den vergangenen Monaten. Es bedurfte dazu gar nicht vieler Worte. Die meisten Worte machte sie heute beim Abschiednehmen.

Dann kam Josys Schwiegermutter, um das Jannerl zu holen. Sie wohnt auch im sechzehnten Bezirk und kümmert sich um die Kleine, wenn Josy Schule hat. In den letzten Monaten allerdings hatte ich mich viel mit dem Jannerl beschäftigt, und die Oma meinte, es wäre wirklich schade, dass ich fortginge, so ein gutes Kindermädchen bekämen sie nicht so schnell wieder. So waren es nun also drei weibliche Wesen verschiedener Altersklassen, die mich verabschiedeten, das Jannerl schluchzte bitterlich, als ich es auf den Arm nahm und zum

Abschied küsste, die Josy weinte, und die Schwiegermama hantierte auch mit dem Taschentuch herum.

Ich war richtig froh, als ich endlich im Wagen saß und losfahren konnte. Innerlich war ich ganz aufgeweicht von dem ganzen Abschiedsschmerz. Ich biss die Zähne zusammen und dachte: so was Albernes. Ich trete eine Stellung an, es ist keine weite Entfernung, und wo, bitte, ist da ein Grund zum Heulen. Das Jannerl verstand das natürlich nicht, aber Josy hätte wirklich vernünftiger sein können. Sie brauchte ja bloß daran zu denken, wie es war, als ich das letzte Mal von ihr Abschied nahm.

Ich hatte versprechen müssen, noch in der Kanzlei von Dr. Saß vorbeizuschauen, ehe ich Wien verließ, und das tat ich treu und brav. Da ging es weiter mit dem Abschiednehmen. Dr. Saß war noch nicht vom Gericht zurück, und so fiel ich erst mal seinen Damen in die Hände. Ich sagte zwar: »Na, dann geh ich wieder, grüßen Sie ihn schön von mir«, aber damit kam ich nicht durch; Fräulein Malwine bugsierte mich in den bequemsten Sessel und rief: »Aber nein, das dürfen S' dem Herrn Doktor doch nicht antun. Er will Sie unbedingt noch sprechen.«

Darauf kochte sie Kaffee, und den trank ich zusammen mit ihr und dem Fräulein Krüger und der kleinen blonden Christi, die ganze Arbeit blieb liegen, und dann kam auch noch der Bürovorsteher Lachner dazu, und alle redeten auf mich ein, und die blonde Christi himmelte mich an.

Das hatte sie schon getan, als ich das erste Mal herkam, geradeso, als sei ein entlassener Sträfling genau der Mann, von dem sie immer geträumt hatte. Sie war achtzehn, süß und blond, mit einem ganz kurzen Minirock, aber die Zeiten waren vorbei, wo ich mir so etwas näher anschauen durfte. Abgesehen von den zwanzig Jahren Altersunterschied war ich ein vorbestrafter Mann und ein gebranntes Kind.

In der Kanzlei vom Dr. Saß betrachteten sie mich als eine Art Adoptivkind. Sie waren sehr stolz darauf, dass ihr Doktor mich schon nach zwei Jahren wieder aus dem Kerker geholt hatte. Für die Damen war ich ein hochinteressanter Mann, zwar so was wie ein Mörder, aber auch wieder nicht richtig. Die blonde Christi hatte mir mal versichert, sie möge überhaupt nur einen Mann, der ein richtiger Mann sei und schon etwas erlebt habe. Sicher, erlebt hatte ich was. Ob man es allerdings als Empfehlung für die Qualitäten eines Mannes ansehen durfte, daran zweifelte ich. Frauen – das war so ein Kapitel für sich. Wenn einer zwei Jahre eingesperrt war, die Untersuchungshaft und die Verhandlung dazugerechnet, waren es fast drei, also dann ist das natürlich so, dass man gelegentlich an Frauen denkt. Trotzdem hätte ich nicht gewusst, wie ich mich auf normale und unbefangene Weise einer Frau hätte nähern sollen. Verlieben, soviel war sicher, verlieben würde ich mich sowieso nie wieder. Anfang des Jahres war ich einmal mit

einem Mädchen gegangen, das ich auf der Kärntner Straße traf. Sie war gar nicht übel, wirklich ganz fesch. Es hatte sein müssen, nur damit ich wusste, wie es sein würde. Aber es war ein Krampf; es beschämte mich irgendwie, und ich tat es nicht wieder. So etwas hatte ich nie gewollt. Na schön – man kann auch ohne das leben. Jetzt konnte ich es.

Dann kam endlich Dr. Saß, und wir gingen hinunter in sein kleines Stammcafé, bisserl was gabeln, wie er sagte. Und mit Saß war es einigermaßen sachlich. Ich bedankte mich noch einmal für alles, was er für mich getan hatte, die Verteidigung im Prozess, die Hartnäckigkeit, mit der er mich so bald aus der Strafanstalt geholt hatte, und nicht zuletzt dafür, dass er mir zu dem Job verholfen hatte, den ich nun antreten wollte.

»Schon gut, schon gut«, sagte Saß, »hoffentlich gefällt's Ihnen da drinnen, und es klappt alles einigermaßen.«

Doch dann kam der Herr Blansinger, dem das Kaffeehaus gehörte, und die Frau Blansinger und Ferdl, der alte Ober, und alle wünschten mir Gutes, so viel Gutes, und ich sollte ja vorbeischaun, wenn ich wieder nach Wien käme.

Und ich floh abermals vor guten Worten und Wünschen und teilnahmsvollen Blicken, ganz gerührt von so viel Anteilnahme und Freundschaft, die man mir entgegenbrachte. Hatte es eigentlich je so viele wohlmeinende Leute in meinem Leben gegeben, ehe ich einen Menschen umbrachte?

Als ich zu meinem Wagen ging, lachte ich vor mich hin. Das tat ich, um nicht zu heulen. Als letzte Station meiner Abschiedstour hatte ich einen Besuch am Opernring vorgesehen, wo mein neuer Boss regierte. Ich wollte hören, ob er da sei, oder ob ich ihn im Tal treffen würde. – Aber inzwischen war es Mittag geworden, und in keinem Büro sah man es gern, wenn einer in der Mittagspause aufkreuzte. Ich überlegte kurz, und dann ließ ich den Wagen stehen, ging den Graben hinunter, über die Kärntner Straße zum Franziskanerplatz. Auf einen Abschied mehr oder weniger kam es nun auch nicht mehr an, und es wäre unrecht, dem alten Steingruber nicht Adieu zu sagen. Die stillsten und besinnlichsten Stunden der letzten Monate hatte ich bei ihm verbracht. Vielleicht hatte er mir am meisten geholfen, mich aus meiner Verbitterung und Erstarrung zu lösen.

»Schau, Bub«, hatte er gesagt, »bei keinem geht das Leben so glatt, wie er sich's wünschen tät. Die Welt ist voller Unglück und voller Jammer. Aber sie ist auch immer wieder voller Hoffnung und voller Freude. Du bist nicht der Einzige, dem was Böses passiert ist. Man hat dich betrogen und verraten, das ist ein Schicksal, das du mit vielen teilst. Du hast auf heftige Art und Weise darauf geantwortet, das hat wiederum dich ins Unrecht gesetzt und hat viel zerstört an dir und

deinem Leben. Aber es ist niemand damit geholfen, dass du dich nun weiter zerstörst. Du lebst, du bist noch jung – du kannst neu anfangen.«

Einen Moment blieb ich vor dem niedrigen Schaufenster stehen, in dem die gleichen Bücher lagen, die bereits vor vier Monaten darin gelegen hatten. Jedenfalls kam es mir so vor. Ob der Steingruber jemals etwas verkaufte in seinem Antiquariat? – Wovon lebte er eigentlich?

Aber er war so bescheiden, er brauchte nicht viel zum Leben; ein Glaserl Wein, seine Würstl, eine Semmel, das genügte ihm. Schlafen und wohnen tat er in dem kleinen Hinterzimmer vom Laden. Sein einziger Sohn war im Krieg gefallen, seine Frau kurz darauf gestorben, vor Kummer und Gram vermutlich. Seitdem lebte er allein.

Ich hatte ihn in den Nachkriegsjahren kennengelernt, als ich noch in die Schule ging. Auch später dann, als ich an der TH studierte, suchte ich mir bei ihm Bücher zusammen. Damals wollte ich Architekt werden, aber die Zeiten waren schwer, ich musste dann anfangen praktisch zu arbeiten, um Geld zu verdienen. Ich trat in eine Baufirma ein, bis ich dann auf die Idee kam, mich selbstständig zu machen, mit dem, wovon ich am meisten verstand: Holz.

Ich kam gerade zurecht, um am Steingruber seinem Gabelfrühstück teilzunehmen. Mein Einwand, dass ich mit dem Dr. Saß schon einen Imbiss gehabt hatte, nützte nichts. Und dann hörte ich also noch einmal gute Wünsche und Ratschläge, und am Schluss, als ich ging, ein paar Bücher unterm Arm, sagte der Steingruber noch: »Es wird schon recht werden, Severin. In ein paar Jahren, du wirst sehen, denkst du nicht mehr an das, was einmal war.«

Ich hätte ihn fragen können, ob er nicht mehr an seinen toten Sohn dächte, aber ich unterließ es, nickte nur und ging dann.

Fräulein Mellinger, die hochnäsige Sekretärin meines neuen Chefs, die in der prachtvollen Etage am Opernring die Honneurs machte, war die Erste an diesem Tage, die alle Gefühle beiseiteließ. Sie teilte mir nur kurz mit, dass der Herr Direktor noch nicht nach Wien zurückgekehrt sei, aber aus Mailand angerufen habe, er werde von dort aus direkt ins Tal fahren und mich dort erwarten, um mich in meinen neuen Wirkungskreis einzuführen.

Fräulein Mellinger ließ unter langen getuschten Wimpern einen abschätzenden Blick über mich gleiten und fügte kühl hinzu: »Der Herr Direktor hatte sowieso die Absicht, in diesem Monat ins Glainzer Tal zu fahren. Er kümmert sich stets selbst um die Außenbetriebe.«

»Ich weiß«, sagte ich ebenso kühl.

Ich verstand sehr gut, dass die junge Dame mir mitteilen wollte, ich solle mir ja nicht einbilden, der große Boss fahre extra meinetwegen ins Tal, um mich höchst eigenhändig persönlich in Empfang zu nehmen.

Gerade aber das wollte er tun. Otto Kaiser, der Holzkaiser, wie man ihn in Wien nannte, war lange nicht so vornehm und kühl wie seine Vorzimmerdame. Als ich vor einer Woche das letzte Mal bei ihm war, hatte er gesagt: »Wenn ich es irgendwie einrichten kann, bin ich dort, wenn Sie kommen, Herr Lanz. Der Betrieb ist so verschlampt, dass Sie allein kein klares Bild gewinnen können. Schon deswegen nicht, weil keiner da ist, der vernünftig mit Ihnen reden kann. Der Burger ist schon recht, aber er ist schon ein bisschen vertrottelt. Und der Junge – also der Junge ist in Ordnung, aber er muss noch viel lernen. Grunski, der Werkmeister, der ist der beste Mann da draußen, an den müssen Sie sich halten. Bisschen schwierig zu behandeln. Aber tüchtig. Auf jeden Fall ist es besser, wenn ich da sein werde. Die sollen gleich merken, dass Sie mein Mann sind. Und da muss ich zunächst einmal allen kräftig auf die Zehen steigen.«

Ich bezweifelte insgeheim, ob das die richtige Methode sein würde, mich bei meinen künftigen Mitarbeitern beliebt zu machen. Aber schließlich war der Holzkaiser ein mächtiger und erfolgreicher Mann, also musste seine Methode wohl funktionieren. Besser, man stellte sich gleich darauf ein. »Er kümmert sich um alles selbst«, hatte Saß gesagt. »Ich weiß nicht, wie der Mann das macht. Seine Millionen kann er vermutlich nicht mehr zählen. Aber was in seinen Betrieben los ist, weiß er immer ganz genau. Er muss ein gutes Spionagenetz haben. Den führt keiner an der Nase herum. Ein typischer Selfmademan, hart wie ein Stein. Wer's ihm nicht recht macht, der fliegt. Erbarmungslos. Aber wer sich bewährt, der hat bei ihm eine Lebensstellung. Und den lässt er auch verdienen. Ich kenne den Leiter einer seiner Papierfabriken, er hat ihn beteiligt, und der hat's selber schon zu einer Million gebracht.« Mich konnte das nicht schrecken. Ich wollte arbeiten. Ich würde glücklich sein, arbeiten zu dürfen. Ob der Holzkaiser ein netter und umgänglicher Mann war oder nicht, kümmerte mich nicht. Abgesehen davon, bisher war er nett und umgänglich gewesen. »Ihre Vergangenheit ist mir egal, Herr Lanz. Ich kann mich gut an Ihren Prozess erinnern, damals waren ja alle Zeitungen voll davon. Ich kann mich aber noch aus der Zeit vorher an Sie erinnern. Ordentlicher kleiner Betrieb, den Sie da aufgebaut hatten. Gute Arbeit war das. Sie waren doch auch Kunde bei mir?«

»Ja.«

»Eben. Weiß ich noch. Sie haben das Gefühl für Holz. So was lernt man nicht, das hat man. Und das ist wichtig für mich. Sie sind in einem Sägewerk aufgewachsen, nicht wahr?«

»Ich war acht Jahre alt, als mein Vater verkaufen musste.«

»Und was war mit Ihrem Onkel?«

Erstaunlich, was er alles wusste. – Ein gutes Spionagenetz, genau wie Saß gesagt hatte. Es reichte sogar in die Vergangenheit. Dieser Mann, der irgendwann, von irgendwoher kommend,

in Wien aufgetaucht war und hier ein Holzimperium aufgebaut hatte – ihm gehörten große Waldungen, ihm gehörten Sägewerke, Papierfabriken, und nicht zuletzt war er einer der größten Holzexporteure Österreichs –, dieser Mann wusste sogar Dinge aus der Vergangenheit. Wusste, dass mein Vater ein kleines Sägewerk in Niederösterreich besessen hatte, das in den schlechten dreißiger Jahren ständig am Rande der Pleite herumlaborierte und das dann im achtunddreißiger Jahr, als die Nazis kamen, von einem Parteigenossen für ein Butterbrot gekauft wurde. Und er wusste auch, dass mein Patenonkel Severin ein großes Sägewerk im Böhmisches besessen hatte. Das nahm man ihm weg, als die Nazis gingen.

Immerhin – es stimmte, ich war wirklich in Sägewerken aufgewachsen. In meiner ersten Kindheit war es das meines Vaters gewesen, und später dann verbrachte ich alle meine Ferien in dem großen gutgeführten Betrieb meines Onkels, der während des Krieges florierte.

»Sie sind genau der Mann, den ich brauche«, meinte der Holzkaiser zufrieden. »Der Saß ist doch ein verdammt kluger Hund.«

Und jetzt stehe ich hier auf dem Semmering und schaue die Berge an. Ich schaue, ich atme, ich lebe. Ich bin ein freier Mann. Ich soll vergessen, was hinter mir liegt. Das hat noch jeder gesagt in der letzten Zeit.

Vergessen?

Nein. Vergessen kann man es nicht.

Ich bin ein Mann, der sich selbst aus der Gemeinschaft der anderen Menschen ausgeschlossen hat. Denn ich habe einen Menschen getötet. Im Schatten dieses Todes stehe ich, und da führt kein Weg hinaus ins Licht.

Auch wenn ich jetzt hier in der jungen Frühlingssonne stehe. Es ist kalt hier oben. Auf den Bergen liegt noch Schnee. Aber es ist Frühling. Die Erde lebt und atmet wieder, sie wird sich öffnen, der Sonne und dem Regen, sie hat es gut. Sie kann jedes Jahr aufs Neue beginnen. Sie wird älter dabei, aber niemals alt.

Was ist ein Mensch gegen sie? Was ist er denn mit seinem winzigen Stückchen Leben, das zu sterben beginnt, kaum dass es entstanden ist?

Habe ich ein Recht, hier zu stehen, zu leben, zu atmen, zu schauen?

Rainer ist tot. Weil ich ihn getötet habe.

Die Toten sind stark. Einer, den man selbst getötet hat, ist stärker als alles Leben ringsum. Er macht den Himmel dunkel, lässt die Kälte aufsteigen, bis sie einem ins Herz dringt. Vertreibt den Frühling.

Ich stieg ein und fuhr weiter, die flüchtige Freude war vergangen. Und auch die Sonne hatte sich nach einem kurzen Gruß wieder verborgen.

Dicke dunkle Wolken drängten über die Berge, kein Regen – Schnee. Erst waren es kleine Flocken, die eilig und rasch gegen die Windschutzscheibe stoben und mir die Sicht nahmen, und dann wurde das Schneegestöber so dicht, dass ich praktisch nichts mehr sehen konnte. Die nasse Straße gefror, und ein paar Mal rutschte mir der Wagen weg. Als ich durch Standen kam, erwog ich flüchtig, die Fahrt zu beenden und hier zu übernachten, denn dunkel war es mittlerweile auch geworden. Aber noch wollte ich es erzwingen und fuhr stur weiter.

Aber es war unsinnig. Ich war zu spät von Wien abgefahren und würde sowieso zu keiner vernünftigen Zeit mehr im Glainzer Tal ankommen. Außerdem hatte Otto Kaiser mir gesagt, dass die Zufahrt schwer zu finden sei. Und die Straße wurde immer schwieriger. Was hatten sie schließlich von einem neuen Sägewerksdirektor, der im Straßengraben verröchelte, ehe er seinen Bestimmungsort erreichte.

Es war ein verhältnismäßig kleines Dorf, in dem ich endlich haltmachte. Aber es gab einen ganz ansehnlichen Gasthof, jedenfalls so viel ich von ihm sehen konnte. Er befand sich auf einem Platz gegenüber der Kirche, durch die Fensterscheiben sickerte mattes Licht in das Schneetreiben heraus. Vielleicht hatten sie hier ein Abendessen und ein Bett für mich.

Nach der Unwirtlichkeit draußen fand ich die Gaststube warm und gemütlich, obwohl sie nur einfach eingerichtet war, mit Holzbänken und buntgedeckten Tischen.

An einem runden Tisch neben der Theke saßen ein paar Männer beim Kartenspiel, sonst war das Lokal leer.

Der Wirt, ein schon ziemlich alter kleiner Mann, kam mir entgegen, offensichtlich erstaunt über den unerwarteten Gast. Ich fragte, ob ich übernachten könne, das Wetter sei mir zu schlecht, um weiterzufahren.

Der Wirt nickte. Ja, das Wetter sei arg schlecht, und er habe es den ganzen Tag schon gewusst, dass es Schnee geben würde. Ein Mädchen namens Marie wurde aus der Küche gerufen, sie führte mich hinauf und zeigte mir die Zimmer. Es waren drei Stück im Ganzen, alles Doppelzimmer, alle gleich eingerichtet, und Marie meinte, ich könnte haben, welches ich wollte, bitt schön, sie seien alle drei frei. Nun – es war egal, ich entschied mich für das erste an der Treppe. Marie drehte die Heizung an, half mir beim Herauftragen meines Gepäcks, dann wusch ich mir die Hände und ging hinunter zum Abendessen.

Ein paar Männer waren mittlerweile noch gekommen, sie blickten zwei- oder dreimal zu mir hin, und dann kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Ich bekam eine reichliche Portion Gulasch mit Nockerl, und nachdem ich gegessen hatte, saß ich einfach so da, rauchte, trank ein Viertel Wein und fühlte mich eigentlich ganz behaglich.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich so ganz mir selbst überlassen war. In Wien hatten sie mich selten allein gelassen, absichtlich natürlich. Josy und auch Karl hatten dafür gesorgt, dass immer etwas los war, dass ich zu tun hatte, beschäftigt mit Einkäufen, Besuchen oder sonstigen Aufträgen. Und wenn sie sich nicht um mich kümmerten, taten es die Oma oder Freunde des Hauses, von denen sie jede Menge besaßen, und vor allem natürlich war das Jannerl immer da gewesen, das sich sehr zärtlich und sehr anspruchsvoll an mich angeschlossen hatte, ein richtiges kleines Frauenzimmer mit ihren fünf Jahren, das es genoss, einen ständig zur Verfügung stehenden Kavalier zur Hand zu haben.

Allein war ich nur in den Nächten gewesen, in dem kleinen Zimmer, das Josy liebevoll für mich hergerichtet hatte. Da lag ich im Bett, starrte ins Dunkel und grübelte. Wie und warum das alles gekommen war. Und warum ich getan hatte, was ich tat.

Dann beschloss ich, mit dem sinnlosen Denken aufzuhören, und begann zu lesen. Ich las die halben Nächte durch, bis ich mit brennenden Augen einschlief. Ich las alles, was mir in die Hände geriet, Bestseller und Fachbücher, Josys umfangreiche Bibliothek rauf und runter, Klassiker und Kriminalromane, und seltene Altertümer holte ich mir beim Steingruber. Ich sollte ja vergessen, das sagten alle. Und so floh ich vor dem, was geschehen war, verdrängte es, verscheuchte es aus meinen Gedanken.

Aber an diesem Abend in der bescheidenen Gaststube in dem kleinen steirischen Dorf ließ ich die eingesperrten Gedanken und Erinnerungen frei. Nichts war da, was mich ablenkte, kein Gespräch, kein Buch, kein Fernsehen, da waren nur die wortkargen Männer an ihren Tischen, der Schneewind, den man manchmal um das Haus fauchen hörte, die Geborgenheit des warmen Raumes, der still getrunkene Wein – die rechte Stunde, um wieder einmal nachzudenken.

Heute begann ein neues Leben. Oder besser gesagt, morgen würde es beginnen. Also war es vielleicht ganz gut und ganz nützlich, heute noch einmal alles zu bedenken, um es dann – nein, nicht zu vergessen, aber es zu vergraben, tief und für keinen anderen mehr sichtbar.

Und wie ich da so saß, das Kinn in die Hand gestützt, kroch es wieder in mir empor, es war wie Eis in meinem Innern, das mich gefrieren ließ, und ich wusste, dass ich ein Fremder, ein anderer geworden war. Nicht für die Männer hier in dieser Gaststube – die kannten mich nicht. Für die war ich ein düsterer, ungeselliger Gast, der blicklos in die Gegend starrte.

Aber für jeden, der mich früher gekannt hatte, musste ich ein Fremder geworden sein.

Am 12. November hatte man mich aus der Strafanstalt Stein an der Donau entlassen. Nach nur zwei Jahren. Dass ich nach so kurzer Zeit wieder ein freier Mann sein konnte, verdankte ich Dr. Saß. Er hatte sich mit allen Mitteln für mich eingesetzt. Auch die Sympathie, die mir von allen Seiten entgegengebracht worden war, angefangen vom Direktor der Strafanstalt bis zur

sogenannten öffentlichen Meinung, hatte dazu geholfen, dass ich so früh wieder frei kam. Zwei Jahre sind keine lange Zeit, wenn man sie lebt. Verbringt man sie als Gefangener, dauern sie länger als ein Menschenleben. Nicht, dass man mir meine Strafzeit schwergemacht hätte – ich hatte eine Einzelzelle, ich arbeitete in der Schreinerwerkstatt, ich hatte alle Vergünstigungen, die ein Mann in meiner Lage haben konnte. Meinerseits hatte ich auch keinem das Leben schwergemacht. Ich war ein stiller, umgänglicher Gefangener gewesen.

Ich war erstarrt, innerlich und äußerlich erstarrt von der Tatsache, dass ich einen Menschen getötet hatte.

Die Tatsache blieb, auch wenn man mir zugebilligt hatte, dass ich Rainer nicht töten wollte. Ich schlug ihn nieder im Zorn, und er starb an den Folgen dieses Schlages. Eine Gehirnblutung.

Rainer war mein bester Freund gewesen. Oder jedenfalls hatte ich ihn dafür gehalten. Immer wieder fragte ich mich, ob ich ihn vielleicht wirklich hatte töten wollen und ob der Schlag deshalb so hart ausgefallen war. Sein Tod hatte meinen Hass ausgelöscht. Den Hass auf ihn und den Hass auf Anshi. Anshi war meine Frau, sie hatte sich scheiden lassen, während ich im Kerker war. Das hatte sie sowieso vorgehabt. Sie hatte mich mit Rainer betrogen, schon längere Zeit. Als ich es endlich erfuhr, war sowieso alles vorbei.

Rainer und ich waren Teilhaber der kleinen Firma, die ich gegründet hatte, kurz nachdem ich Anshi geheiratet hatte. Wir bearbeiteten und vertrieben Edelhölzer, Profilbretter, Wand- und Deckenverkleidungen und Ähnliches.

Ich war der Holzfachmann, leitete die Werkstatt, war unterwegs auf Einkaufsreisen. Rainer führte das Büro, die Bücher und was alles sonst dazu gehörte ... Er machte das so, dass die Firma bankrottging, nicht wegen schlechtem Geschäftsgang, sondern er ruinierte sie durch Unterschlagungen, Steuerhinterziehungen und Auslandstransfer von Betriebsgeldern. Anshi, die im Büro mitarbeitete, hatte davon gewusst. Sie betrieben das beide ganz zielbewusst und planmäßig, denn sie wollten später ins Ausland gehen, und dazu brauchten sie Geld. Ich hatte ihnen vertraut. Weil Anshi meine Frau war und Rainer mein Freund.

Als Anshi das Kind bekam, freute ich mich sehr. Rainer freute sich auch. Erst später, als alles herauskam, erfuhr ich, dass er der Vater des Kindes war. Nicht ich!

Für mich war das alles unfassbar. Ich war ein Mensch, der kein Misstrauen gekannt hatte. Und nun kam alles auf einmal: die Firma pleite, der Freund ein Verräter, die Frau eine Betrügerin. Daher kamen Wut und Hass – das ließ mich zuschlagen.

Es gab da noch etwas, das meine Enttäuschung ins Ungemessene steigerte, obwohl es gar nichts damit zu tun hatte. Vor Jahren, zu Beginn unserer Zusammenarbeit, hatte ich Rainer einmal in einer üblen Situation beigegeben. Spät in der Nacht, ziemlich betrunken, hatte Rainer in der

Nähe des Hauses, das wir gemeinsam bewohnten, einen Mann umgefahren. Er kam totenbleich und sagte: »Severin, du musst mir helfen, ich hab einen totgefahren. Drunten an der Ecke liegt er. Du musst mir helfen, ihn wegzuschaffen.« Der Mann war nicht tot, nur schwer verletzt. Ich rief die Polizei und sagte, dass ich am Steuer gesessen hätte und der Mann mir ins Auto hineingelaufen sei. Da wir damals nur gemeinsam einen Wagen besaßen, gab es keine Komplikationen. Günstig war, dass der Überfahrene ebenfalls betrunken war, so passierte mir nicht viel.

Rainer wusste damals gar nicht, was er vor Dankbarkeit tun sollte. Es ginge eben nichts über eine echte Freundschaft, und er werde mir das nie vergessen und so weiter und so weiter.

Anschi hatte das alles miterlebt. Sie hatte es zugelassen, dass ich die Schuld auf mich nahm. Vielleicht liebte sie Rainer damals schon. Er war ein gut aussehender, sehr charmanter Mann mit lebenswürdigen Umgangsformen, sehr gewandt – aber auch ein wenig leichtsinnig. Sein Frauenverbrauch war immer beachtlich gewesen.

Als ich Anschi kennenlernte und mich in sie verliebte, sie war noch sehr jung und ging in die Handelsschule, war Rainer noch verheiratet. Später ließ er sich scheiden. Rainer und Anschi verstanden sich von Anfang an sehr gut, und ich freute mich darüber.

Anschi sagte: »Ist ein charmanter Bursch, der Rainer. Aber du gefällt mir besser. Du bist ein richtiger Mann.« Sie war sehr hübsch und ich so glücklich und blind, wie es nur ein verliebter Mann sein kann.

Rainer hatte gesagt: »Nett, die Kleine. G'fällt mir besser als die fade Nocken, mit der du bisher gegangen bist. Hab ich eh net verstanden, was du an der gefunden hast.«

Die fade Nocken hieß Rosmarie und war eine Freundin meiner Schwester, ein liebes braves Mädchen, und ich hatte sie eigentlich sehr gern gehabt. So lange, bis ich Anschi kennenlernte.